Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Das Lied vom Elend
Autor: Tomarkin, Percy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572727

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Todestage. Man lese in Grimms Buche, was für phantastische Formen diese Feier vor hundert Jahren annahm: „Auch in Berlin wurde dieser Tag gefeiert. Im Saale der Akademie stand ein Katafalk zwischen vergoldeten Kandelabern. Vier vom Bildhauer Thieck modellierte Frauengestalten legten Lorbeerkränze darauf nieder. Raffaels Bildnis, Kopien der Dresdener Madonna, der heiligen Jungfrau mit dem Fische und der heiligen Cäcilie hingen an den Wänden. Zelter dirigierte die Musik..." Man stutzt bei dieser Beschreibung und ist versucht, den Grund einer solchen Abgötterei eher in einer Verkennung Raffaels als in seiner Erkennung zu suchen. Die Auswahl der Bilder ist verdächtig; die sentimentale Art der Feier deutet auf dasselbe hin: diese Begeisterten beteten eigentlich in Raffael ihre eigene Schwäche an; diese Zeitgenossen der Nazarener beteten in ihm den Nazarener an.

In Frankreich gründete sich sein Ruhm auf ein ähnliches Mißverständnis: auf die „Eleganz" der Madonnen. Die meisten, welche die Fresken bewunderten, taten es wohl mehr um des abgeschwächten Michelangelo willen, aus dem das Ungeheure gewichen war.

Als sich dann um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts neue Ideale bildeten, stürzte Raffael zugleich mit den alten zusammen, zu deren Abgott er gemacht worden war. Die selben Mißverstände nisse, die bei seinem beispiellosen Ruhme mitwirkten, halfen ihn auch untergraben. Doch liegt die Ursache für ihr Entstehen auch auf seiten Raffaels. Die Grazie, seine Stärke, enthielt zugleich seine Schwäche: die Nachgiebigkeit gegen fremde Einflüsse. Michelangelo drückte seinen Stempel in dieses weiche Wachs, Masaccio und Lionardo hinterließen tiefe Spuren in ihm. Es ist erstaunlich, wie diese Weltgröße nachahmte.

Und doch wurde er für die Kunst unsterblich. Er ist die Grazie. Wir identifizieren ihn mit der Anmut. Aus dem vielfältigen Werke bildete sich ein reiner Begriff, etwas Elementares. Das ist es, was nun schon vier Jahrhunderte dauert. Unsere Zeit ist eine schwere Probe an Raffaels Anerkennung. Die begeisterten Aussprüche Rodins, eines der größten Führer moderner Kunst, erweisen, daß er sie bestanden hat. Die Worte dieses Genies wiegen schwerer als die phantastische Massenbegeisterung in Nazarenerzeiten.

Symbole löschen nicht aus wie Kerzen. Es kommen immer wieder Zeiten, für die sie wirksam werden. Wer weiß, ob sich die Gunst der Zeit nicht schon bald wieder dem Raffaelischen zuneigt?

Das Lied vom Elend.

Von Percy Tomarkin, Intragna (Tessin).

Haben Sie es schon gehört, das Lied vom Elend, mein Fräulein? — Nein? — Seltsam; möglich, daß es alle Ohren schon taub gemacht hat, jedes Auge lichtlos und stumm das Herz. Ja, wer weiß! Vielleicht hat das Elend gar keine Stimme und kein Licht und keine Farben, gar kein Leben vielleicht? Vielleicht ist es gar etwas Trauriges, was, den Tag scheuend, im tiefsten Menschen verborgen liegt? Oder ein Gespenst, das, in Nacht und Kälte gehüllt, den Einsamen beschleicht? — Sie kennen es also nicht, das alte Lied, wirklich nicht? Sie wollen es aber hören? Ich fürchte nur, es möchte die Stimmung in Ihrem schönen grünen Salon verderben. Vorerst muß ich mir noch die Kehle netzen. Dieser schlechte Wein! Ich mache Sie also darauf aufmerksam, daß das Lied sehr traurig ist; auch ist meine Stimme vom vielen Rauchen und Trinken heiser geworden und reißt den Menschen ins Ohr wie Rabengekrächze oder wie aneinandergeriebene leere Nußschalen. Das gehört aber zum Lied; sonst könnten Sie es gar nicht verstehen.

Das Lied ist mein, und ich und mein Lied sind ein und dasselbe. Sie werden ungeduldig? Das Vorwort gehört auch schon zum Lied.

Bevor ich wirklich beginne, muß ich Ihnen noch eines anvertrauen: ich habe Sie nämlich belogen; mein Lied ist gar kein Lied, es hat weder Reim noch Rhythmus.

Das Lied ... was spreche ich lange? Sie werden gefühlvoll, mein Fräulein? Ich spotte nicht. Lehnen Sie Ihr blondes Köpfchen an meine Brust, während ich erzähle. Sie meinen, mich friere, weil meine Hand kalt ist, das Atemwerk meiner Lunge raßle fürchterlich, sei krank? Mich friert nicht, mein bestes Fräulein, ich weiß nicht, was Kälte ist, und erst meine Lunge ... lauter Ungeziefer, schwarzes Ungeziefer schnarrt und girrt und reibt sich da herum in meiner Brust; aber das tut mir ja nicht weh, kann mir gar nicht weh tun ... ich bin nämlich tot, ich bin ein Tempel und zugleich ein Markt allen Auswurfs der Menschheit. Ich bin ein Sammelbegriff ...

Nun, da Ihnen wieder gut ist, legen Sie das Köpfchen wieder an meine Brust. Achten Sie nicht auf das Ungeziefer da drinnen; es kann ja nicht heraus. Sehen Sie mir auch nicht in die Augen, die Sie so schreckhaft gläsern finden, nicht auf die Wangen, die so ausgehungert sein sollen. Es ist nicht wahr, mein Blick hat sich nie gesehnt, und mein Magen, dieses feige Tier, war immer voll ... Schauen Sie lieber ins Abendrot hinaus oder in den Garten hinunter auf den gepflegten Rasenteppich, wo so bequeme Rohrstühle stehen und Tische, die das feine Souper tragen. Nein, schließen Sie die Augen ... Werden Sie nicht ungeduldig ... Ich stelle keine Fragen, mein Lied weiß nichts von symbolischen Kränzen und Kränzchen alten Stils. Ich bin kein Problematiker und verstehe von der Psychologie und dergleichen Dingen weniger als ein Gesetzgeber von Gerechtigkeit, ein Seelsorger von Sitte und Religion, ein Geschichtsschreiber von Menschen.

Wüste, Wüste, Wüste ... Mitten in dieser Unendlichkeit steht eine große Halle, ein Tempel. Tausend und Abertausende von Alabastersäulen tragen das feste flache Dach weit herum. An einer der äußersten Säulen, deren Fuß schon der rote Wüstensand umspült, kauert der Fremde aus der Wüste. Ein geschorenes Haupt, auf dem die Sonne gleißt und grinst, zwei Arme, die den vornüber geneigten Oberkörper im Sande stützen, zwei in den Sand geworfene Beine. Alles hingeworfen, verworfen ...

Ich bin ein Zauberer, mein Fräulein; tausend Jahre brauchte ich und mehr, um Ihnen die tausend Geschichten von tausendfachem Elend zu sagen. Kraft meiner Wundermacht schaffe ich Ihnen jetzt einen Menschen, vielleicht mehr, vielleicht weniger, der alle Zeit auf sich trägt und ihr tausendfaches Elend ... Ich verdichte, dichte ... Steile, grausame Wüstensonne brütet auf dem vornüber geneigten Kahlschädel, bebrütet das Hirn und schwängert es mit Wahnsinn ... Wer bin ich? Bin ich jung oder alt, Mann oder Weib? Bin ich Mensch oder Tier oder vom Südsturm zusammengedrehter Wüstensand, in den die Sonne Regung hineinkocht? Bin ich überhaupt jemand? Niemand bin ich. Niemand, der vor den Hallen des Lebens sitzt ...

Durch die Lichtung der Säulen hindurch sehe ich nackte Frauenleiber ihre satten Tänze flechten; rot zucken sie durch Schleier, mehr als tausend Wüstensonnen meinem Hirn. Kühler, mit Wohlgerüchen gesegneter Hauch weht mich an, trägt aus der Halle der Seligen die Marter des Wunsches, der Begierde in mein Herz hinein. O Qual des unendlichen Lebens! Warum stößt mein Fuß an diese verwunschene Halle, gerade wenn Sonne und Wüste am unbarmherzigsten; warum wirft mich die Sehnsucht als elendes Geschmeiß wieder vor ihre Pforten? Ist es dunkle Verwandtschaft, die mich zu ihnen führt? Das dumpfe Bewußtsein, selbst, vor Aeonen, in diese köstlichen Hallen meinen Leib getragen zu haben, ihn an Mahlzeiten sättigend, meine Glieder nardenduftbeseligt an schmiegsamen, zukkenden Frauenleibern brennend, verbrennend, sehnsuchtslos eingeschläfert zu haben? Oder ist es ein wüster Rachegeist, den das Mysterium dieser Hallen in meinen Gliedern weckt, mich herführt, den Seligen zu fluchen? Das Leben? Was ist das Leben? ... Niemand antwortet... Was das Leben ist, will ich wissen ... Keine Stimme außer mir, dem Ein- und Tausendfachen ... Es ist mir, als hätte mich ein Schöpfer vor Aeonen Mensch genannt. Wer hat mir wohl das Geheimnis, das diese Pforten verschließt, verraten, mit halbem Verrat, mit grausamer Ahnung die leere Brust gefüllt?

Ist es ein trüber Erinnerungsschein, der aus Urzeiten aufsteigt, mit Bewußtsein eines „Anders" mich zu foltern? Es ist ja niemand außer mir, der mit sich selbst, mit niemand, mit nichts die Welt ausfüllt. Grenzenlose Wut treibt mich herum, selbst- und weltverzehrendes Feuer. Hierher trieb sie mich, diese Höllenpeitsche, dieser Glutpfeil in meinem Herzen, dieser Funkenregen in meiner Seele, dieser Flammenboden meinen vielgewanderten Sohlen ...

... Töne? Aus Urvergessenheit tauchen sie sinnlos empor. Die Wüste, die tonlose, tonfeindliche, tonerstickende, hat mein Ohr ertötet. Es kann sich aus der vielfältigen Harmonie des Weltalls keine Töne mehr auswählen, um sie zur Melodie zu reihen. Der Kosmos, die Wunderharfe Gottes, ist mir ein Greuel, ein wirres Lärmchaos. Könnt' ich, o Gott, dir die Harfe entreißen, ich wollte sie an den Abgründen des Nichts zerschmettern, daß ihr Sang mit schrillem Aufschrei berste. Ich weiß nicht mehr, was ich will. Wann wollte ich wohl zum letzten Male? O Gott, warum ist in mir noch so viel, um ein Sprechender zu sein, ein Sprechender und ein Toter zugleich!

Sehnen von Stahl und harte Muskeln trug ich einst, eine Tatenseele; doch die Welt war faul und tatenleer. Einen Verbrecher, fällte mich das Henkerbeil. Nie hat mich ein Abend zur Ruhe geladen, nie eine Nacht zu Liebesopfer. Weiter fraß in meinem Eingeweide, in meinen Nerven ein tolles Feuergift, das der grelle Tag mir einflößte. Das Tageslicht lärmte in meinem Hirn mit seinem Spuk weiter, verlärmte meine Abendruhe, lähmte meinen zur Liebe erwachenden Leib, tötete meine Kräfte schon für den nächsten Tag.

Wo ist deine vielgepriesene Glückseligkeit, o Welt? Ein langer Stachel hat mein Herz gesucht und sich in meinem Blute gesättigt. Das ist das Glück, das ich genoß: ein Stachel, dem ich selbst in meinen Busen half; ... immerfort tropft mein Blut in den Sand, der es gierig verschlingt. In Ewigkeit reiße ich diesen Stachel nicht aus meiner Brust, das Unglück ist eins mit mir. Tausend Jahre sitzt das Glück in meinem Herzen und lebt von meinem Blut und ist mein Elend.

Warme Luft leckt durstig an meinem Körper, lockt den Wüstenboden zu mir heran. Zwischen die Zehen kriecht mir der heiße Sand, rollt über meine Hände weg. Stärker weht der Wind und stärker, saugt mit mächtigen Lungen den Sand empor in sein Reich ... Schon scheint keine Sonne mehr, rot, schwefelgelb kocht die Luft ... Hui, wie steigt der Sand um mich, wie dringt er mir in die geschlossenen Lider, sucht meine Lippen, dörrt meine Lungen ... meine Kehle brennt ... Flammen schlagen aus meinem Mund ... Wie schön ich singe, mein Fräulein, schön ... schön ... Flammen ... Stachel ... hier ... hier ... Dunkel ...

Ich war nicht ohnmächtig, mein Fräulein, das passiert nur den Elenden ... so, jetzt stehe ich. Dank für Ihre Hilfe. Nein, gesungen habe ich, gesungen: da schließe ich immer die Augen bei der herrlichsten Stelle ... Hören Sie, die Augen ... die Augen ... ich bin ja ruhig ... es geht wieder ... Es ist spät, und ich muß gehen ... Sie haben mehr erwartet, mein Fräulein? Eine Geschichte? Da hatte ich wieder gelogen; das Lied vom Elend hat keinen Anfang und kein Ende, nicht einmal einen Namen ...

Nun, meine Gnädigste, will ich Sie wirklich nicht länger inkommodieren. Ich danke Ihnen für den Tee und für Ihr Interesse. Sollten Sie mich dereinst besuchen ... ich wohne draußen auf dem Gottesacker. Ich besitze keinen schönen Grabstein; Unkraut gedeiht prächtig auf dem kleinen schwarzen Hügel über mir. Die Besucher des Ortes haben mir schon ein gutes Stück davon zum Fußweg platt getreten. Auf meinem schiefen Grabscheit steht eine halbverwischte weiße Nummer ... Sie würden sich ihrer doch nicht erinnern. Wenn Sie kommen, befragen Sie den alten pensionierten Totengräber, der immer an der Türe sitzt ... Er ist der einzige, der noch meinen Namen kennt ... er wird Ihnen meine Wohnung zeigen ...

□ □ □